



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kriegs- und Friedensliteratur : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

entdecken, mit welcher die große Mehrheit der Schweizer dem neuen Deutschland in Krieg und Frieden gegenüber steht. Einſtweilen bin ich in alter Gefinnung Dein
S..z.

Kriegs- und Friedensliteratur.

(Fortſetzung.)

Ueber unsere politischen Verhältnisse und Persönlichkeiten zeigt Rüstow wenig mehr Kenntnisse, als die durchschnittlich über Deutschland erbärmlich unterrichtete schweizerische Presse dem Durchschnittschweizer anzulernen vermag. Im Interesse des Buches selbst, das seines strategischen Inhalts halber, auch in Deutschland Verbreitung verdient, unterdrücken wir die Aufzählung der Stellen, welche deutsche Leser nicht gerade angenehm berühren müssen, nicht weil sie sehr undeutsch, sondern weil sie sehr ungerecht dargestellt sind. Einen wesentlich anderen Zweck endlich verfolgt die dritte Darstellung des eben beendigten Krieges, von Karl Schmeidler. Die Aufgabe dieses Buches ist, an dem Faden einer lebendigen, anziehenden, und für Freund und Feind nahezu parteilosen Schilderung alle amtlichen Actenstücke anzureihen, welche in diesem Kriege überhaupt zu Tage gekommen sind, nur etwa die gänzlich unbedeutenden Dinge abgerechnet, welche die Blau-, Roth-, Grün- und sonstigen Couleurbücher der kindlichen Neugierde verschiedener Parlamente bieten. In dieser Hinsicht kann die Schmeidler'sche Arbeit nur warm empfohlen, nur gründlich und vollständig genannt werden, namentlich würde Rüstow darin einen großen Theil desjenigen amtlichen deutschen Materials finden, dem er bei seiner Arbeit sorgfältig aus dem Wege gegangen zu sein scheint. Bei Schmeidler ist namentlich nichts verschleiert, nichts unterdrückt, was das „neutrale Ausland“ uns irgendwie ungünstig geudeutet hat — im Gegentheil weist Schmeidler wiederholt auf mögliche Fehler einzelner deutscher Heerführer mit Offenheit hin, die heutzutage noch keineswegs als solche feststehen, wie z. B. das Verhalten des Generals Steinmeß am Tag von Courcelles und Mars la Tour. Auch die geschickte Darstellungsart des Verfassers, mit welcher er eine vollständige Sammlung aller officiellen Actenstücke: Depeschen vor Ausbruch des Krieges, Proclamationen, Verhandlungen des Parlaments, Berichte der Minister, Gesandten, und officiellen Journale — immer von ganz Europa — amtliche Schlachtberichte u. s. w. während des Krieges, leicht und gefällig zu verflechten weiß, gibt dem Buche bei weitem den Vorzug vor den nackten Urkundensammlungen, die ein dürres officiellcs Gerippe zu Tage fördern aus einem lebenswarmen und lebenskräftigen Organismus voll Fleisch und Blut. Doch eine doppelte Reserve ist dem Lob dieser Blätter in Hinsicht dieses Buches auferlegt; denn der Verfasser ist langjähriger Mitarbeiter, sein Verleger auch der Verleger der Grenzboten. Dürftiger sind bei Schmeidler die Erläuterungen der strategischen Operationen ausgefallen, eine Beschränkung indessen, die dem Zwecke seines Buches entspricht und dem schlichten Laien keineswegs unehrenhaft ist.

Inzwischen ist uns auch der 2te Band des „Deutschen Krieges von 1866“, von Th. Fontane, mit Illustrationen von Ludwig Burger, zugegangen. Wort und Bild schildern gleich kunstvoll, treu und, im edelsten Sinne des Wortes vornehm, den Feldzug in West- und Mitteldeutschland. An diesem Werke erst erkennen wir, wie wenig die Gegenwart noch die Ruhe

und Sammlung gefunden hat, uns über den großen Krieg gegen Frankreich gleich Bedeutendes zu leisten. Die Ausstattung des Werkes ist die glänzendste. Darüber genügt eigentlich zu sagen, daß das Werk im Verlage der Königl. Geh. Oberhofbuchdruckeret von R. v. Decker in Berlin erschienen ist. Indessen verdient die unglaubliche Zartheit und Vollendung der Holzschnitte des Werkes doch ganz besonders freudige Erwähnung. Von demselben Verfasser (Th. Fontane) und aus demselben Verlag liegt uns ein kleines, vorzüglich geschriebenes Buch aus den Herbst- und Wintertagen des gegenwärtigen Krieges vor, das seinen Inhalt in dem einen Wort seines Titels verräth: „Kriegsgefangen.“ „Erlebtes 1870.“ Aber die liebenswürdige Poesie, die Humor, die vielseitige scharfe Beobachtungsgabe des Verfassers verräth sich aus dem Titel nicht. Sie fesseln dagegen den Leser in der freundlichsten Weise. Wir folgen dem Verfasser gern von dem Moment an, wo ihn, den eifrigen Forscher, die Thorheit der Bewohner von Domremy, an der Geburtsstätte der Jeanne d'Arc gefangen nimmt, durch alle Freud und alles Leid seiner Gefangenschaft in Neufchateau, Langres, Besançon, Lyon, Moulins, Gueret, Poitiers, Varennes und dann wochenlang auf der Insel Oléron, bis er endlich über Bordeaux, Toulouse, Lyon und Genf heimwärts reißt. Auch die stundenlange Qual über das eigene Schicksal, über Leben und Tod, dann der Aufenthalt unter Strafgefangenen ist dem Verfasser nicht erspart geblieben. Aber sein Schicksal gestaltet sich erfreulicher Weise stets freundlicher. Auf Oléron entspinnt sich sogar ein sehr zartes Verhältniß mit der kleinen weißen Blanche. Wir werden uns hüten, die zahlreiche achtbare Familie dieses weiblichen Wesens durch nähere Details zu compromittiren. Das muß man bei Fontane nachlesen.

Frische und unvergängliche „Gedenkblätter zur Geschichte dieser Tage,“ früher im Gegensatz zu den besprochenen ausführlichen und strengen Arbeiten, Kinder des Augenblicks, auf Reisen und in Mußestunden hingeworfene Merkszeichen in feuilletonistischer fragmentarischer Form bietet uns Berthold Auerbach in seinem „Wieder Unser“ (Stuttgart, Cotta 1871). An jeder Zeile merken wir, daß der König der „Schlachtenbummler“ zu uns spricht, Schlachtenbummler in demselben Sinne erhaben über den gemeinen Unglimpf des Wortes, wie der treue Krankenpfleger und Johanniter. Und vielleicht mit noch edlerem Sinnen und Trachten als diese Diener der Humanität schreibt Auerbach aus dem Kriegseifer der Tage des Aufmarsches, dann vor dem belagerten und beschossenen Straßburg, und als seine Natur den Schmerz nicht mehr erträgt, die deutsche Stadt in Asche sinken zu sehen und er abreißt, aus dem uns wiedergewonnenen Land. Denn überall tritt uns die tiefe Tragik des Krieges, als der absoluten Verneinung menschlicher Cultur, Gesittung, Ordnung und Kunst, in tausend fein empfundenen Bildern, und mit der poetischen Meisterschaft Auerbachs dargestellt, entgegen. Am höchsten unter diesen kleinen losen Blättern schäben wir die ersten, „Kriegskunde im Dorfe“, „Was will der Franzos und was will der Deutsche“, „Reise in's Elsaß“ u. s. w. Minder befriedigend sind die bereits in der A. N. Z. abgedruckten Straßburger Brandberichte Auerbach's, in denen an jede Bombencurve gewaltige culturhistorische Betrachtungen geknüpft werden. Mit Auerbach's Herz im Busen hätte unser Werder Straßburg noch lange nicht genommen, und der Entscheidungskampf gegen Bourbaki wäre vielleicht an der Kinzig geschlagen worden, statt an der Lorraine. Es ist doch gut, daß die Generale keine Poeten sind, und die Poeten keine Generale. Aus einem ähnlichen Grunde wollen uns die letzten Capitel, die von der „moralischen Eroberung“ der wiedergewonnenen Provinzen handeln, nicht ganz genügen. Die nüchternen Aufgaben

der deutschen Verwaltung lassen sich nicht mit feuilletonistischen Gedankenblitzen lösen oder auch nur erschöpfend andeuten. Da kommt man der Sache mit solchen kleinen, aber sehr gewissenhaften Arbeiten, wie sie Dr. Karl Bernhardt in seiner „Sprachkarte“ und „Sprachgrenze zwischen Deutschland und Frankreich“ liefert (Kassel 1871, A. Freyschmidt), schon wesentlich näher. Beiläufig bemerkt, läuft die Bernhardt'sche Sprachlinie auf der weitesten Ausdehnung fast genau mit der Grenzlinie des Friedens zusammen, die letztere biegt nur bei Metz und Diedenhofen aus strategischen Gründen stark nach Westen aus.

Während draußen im Felde und daheim die Jungen und Alten aller deutschen Stämme endlich das Geheimniß deutscher Blutsverwandtschaft erkennen, und ihren neuen Staat danach einrichten, legte sich der vor zwanzig Jahren schon geistig verstorbene Professor Gervinus in Heidelberg die kluge Frage vor: „Was würden Dahlmann und die Gebrüder Grimm zu diesen schlechten Zeiten sagen?“ Für ihn war das eigentlich gar keine Frage; denn er hatte natürlich die genaueste Kenntniß davon, daß diese seligen Geister über das Jahr 1866 und 1870 genau so denken, wie der einstige Redacteur der deutschen Zeitung. Er stempelte also in seiner Vorrede zur fünften Auflage seiner „Geschichte der deutschen Dichtung“ Drei von den Göttinger Sieben ruhig zu Particularisten von Ewalds Schlag, die mit ihm 1866 als „Tage der Schmach, Gewaltthat und Bundesbrüchigkeit lieber ausgestoßen haben würden.“ Denn: „ich kann das wissen.“ Daß die beiden andern überlebenden Göttinger Albrecht und Weber anderen Sinnes sind, kümmerte ihn so wenig, wie alle die Niederlagen, welche er mit seinen politischen Prophezeiungen und Behauptungen seit dreißig Jahren gesammelt hat. Karl Braun gebührt das Verdienst, Gervinus wegen dieser Verunglimpfung großer Todter in der Nationalzeitung gebührend abgestraft zu haben. Dabei beruhigte sich aber Gervinus nicht; er erhob in der Augsburger Zeitung die directe Anklage des qualifizirten Föderalismus gegen Dahlmann und Jacob Grimm und forderte damit natürlich, in einer Replik Braun's, Citate aus den Schriften dieser Männer heraus, die ihn direct Lügen strafte. Das Schlimmste aber kam noch. Gervinus hatte in seiner gewöhnlichen Verstimmung den Verdacht hingeworfen, Braun könne am Ende — auf Bestellung der nächsten Verwandten der Grimm's und Dahlmann's, ihn so schnöde angegriffen haben, und hatte nun auch dem Besserwissen dieser Verwandten Troß geboten. Da erhob sich aber Hermann Grimm, der Sohn Wilhelm's, und legte lautes männliches Zeugniß ab für die deutsche Gefinnung seines Vaters und Onkels, gegen den „alten Freund ihres Hauses.“ Damit war der Handel zu Gervinus bitterer Beschämung entschieden. Braun hat nun (bei Duncker und Humblot, Leipzig, 1871) diesen frischen fröhlichen Federkrieg unter dem Titel „Gegen G. G. Gervinus“, in dem Rahmen eines Civilstreits gesammelt; 1. Klage-Schrift von K. Braun. 2., Klage-Beantwortung von G. G. Gervinus. 3., Replik von Braun. 4., Intervention von Hermann Grimm, 5., das Erkenntniß.“ Das Erkenntniß „wird gesprochen werden von dem Gerichtshofe der öffentlichen Meinung in Deutschland.“ Der ganze Proceß gehört zu jener Art summarischer Provocationsprocesse, die unter dem Präjudiz des ewigen Stillschweigens zum ewigen Gedächtniß geführt werden. Die Streitschrift mag auch den Nachfahren Zeugniß geben dafür, bis zu welchem Grade von Vaterlandslosigkeit sich während des größten Deutschen Krieges deutscher Professorendünkel verirren konnte. Gleichzeitig aber bietet die Schrift auch die würdevollste Schilderung von der Treue und Zuversicht, mit denen die besten Namen deutscher Gelehrter in den trübsten Tagen des öffentlichen

Lebens an die Zukunft ihres Vaterlandes glaubten und dachten. Dafür sind sowohl die Streitschriften von Braun wie namentlich die Intervention des jüngeren Grimm ein ewiges bedeutendes Denkmal. *)

Die kräftigste Blüthe aber, die der Humor in diesem Kriege getrieben hat, ist und bleibt doch wohl der Füsilier Kutschke und das Kutschkelied. Den ersten hat das „Daheim“ erfunden in den schweren ersten Tagen des Krieges, als die braven Füsiliere des 40. Regiments die ganze französische Division vor Saarbrücken im Schach hielten. Die zwei Verse vom krauchenden Napolium aber stammen aus den Freiheitskriegen. So dachten wir, bis vor Kurzem. Citler Wahn! Grenzenlose Ueberhebung des lebenden Geschlechts! Wilhelm Ehrenthal heißt der strenge Deutsche, der in seinem Kutschkelied auf der Seelenwanderung zum Besten der deutschen Invalidenstiftung nun schon in vierter und hoffentlich bald in fünfter und sechster Auflage, diesen Dünkel der lebenden Menschen abstrafft, und F. A. Brockhaus ist sein Verleger. Denn es kann nicht oft genug wiederholt werden, das heutige Kutschkelied ist eine blasse Nachbildung uralter heiliger Dichtungen, die bis in die fernsten Fernen historischer Vorzeit hinauftragen. Diese Forschungen legt Wilhelm Ehrenthal der erstaunten Mitwelt vor. Auf den Ruinen des Tempels von Karnak sehen wir in treuer Nachbildung hier einen vergessenen Napolium hinter Palmengebüsch krauchen, während ein nackter ägyptischer Füsilier mit einer wunderbaren zündnadelähnlichen Waffe seinen Genossen mit starkvergrößertem und stark gebogenem Zeigefinger zuwinkt. Im Sanskrit, in Hieroglyphen, in Keilschrift, in allen Sprachen des alten und modernen Orients, in den Runen der Edda, in der Sprache des Perikles und Cicero, in allen mittelalterlichen und lebenden Sprachen, die provengalische und französische keineswegs ausgenommen, findet sich das Kutschkelied in einer so durchbohrenden Aehnlichkeit wieder, daß man zu inniger Heiterkeit über die Unvergänglichkeit dichterischer Schönheit gerührt wird, und in dieser Stimmung gerne die zehn Silberlinge durch die vermittelnde Hand des Buchhändlers an die deutsche Invalidenstiftung spendet. Ja, es kann dreist behauptet werden: das Kutschkelied ist noch viel älter, als wir heute nur ahnen können. Wie dem vermessensten Bergsteiger am höchsten Alpengipfel immer noch der Name Rieselfak entgegengrinst — freilich ohne seine Nichte von's Ballet — so wird dereinst, wenn uns gelingt, aus dem Ur-Urschlamm der Pfahlbauten und sonstiger Verlassenschaft unsrer Urväter die Ur-Ursprache herauszuwählen, welche gesprochen wurde, als diese Ahnen noch in traulicher Familiengemeinschaft mit dem Ur-Ur-Faulthier saßen, und wie dieses nur mit Vorsicht abfielen — auch das vorsündfluthliche Kutschkelied sich darbieten. Vielleicht stammt aus jener ältesten Steinzeit, oder gar aus der Kennthierperiode und den engen Familienbeziehungen des damaligen Homo zum Affen die affenähnliche Geschwindigkeit gewisser Krieger von heute, und wer weiß, ob nicht der Napolium aus jenen Tagen auf uns gekommen ist als ein Symbol für irgend einen zu tief in die Kreide gerathenen Ichthiosaurus oder sonstige Höhlenhyäne. †

*) Gervinus ist inzwischen verstorben.

Berichtigung. In Heft 14, S. 536, 5. Zeile v. u. sind irrthümlich die Worte „das Befugungsrecht“ vor die Worte „wegen des Dappenthals“ gesetzt worden. Sie gehören in die 3. Zeile v. u. vor die Worte „der Schweiz.“

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Hans Blum.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Wegler in Leipzig.